

Der Roman

vom

König Apollonius von Tyrus

in seinen verschiedenen Bearbeitungen.

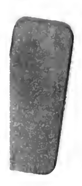
Oeffentlicher akademischer Vortrag, gehalten im Rathhause zu Bern den 28. November 1876

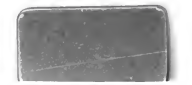
von

Prof. Dr. Hermann Hagen.



Berlin SW. 1878.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.







Vor einem Jahre etwa durchlief die Zeitungen des In- und Auslandes die für die literarische Welt hoch erfreuliche Kunde, daß man in Sitten, ich weiß nicht bei welchem Anlaß, eine alte Incunabel entdeckt habe, welche in älterem Französisch die Geschichte vom König Apollonius von Tyrus enthielt. Der Fund war in der That dazu angethan, die Gemüther gehörig aufzuregen: handelte es sich doch dabei um eine bibliographische Rarität, ja fast ein Unicum, dessen Existenz zwar dem guten Freund und Gewissensrath aller Bücherliebhaber und Bibliothekare, dem Franzosen Charles Brunet, bekannt war, jedoch ohne daß bis dahin die Gelehrten selbst davon hätten Notiz nehmen können.

Wer war nun dieser Apollonius von Tyrus? Welches war denn seine Geschichte?

Die Folge soll uns wenigstens mit dem wichtigsten Theile der äußerst reichhaltigen Literatur bekannt machen, welche sich über diesem Namen aufgehäuft hat und an deren Herstellung sich die bedeutensten Culturvölker des Morgen- und Abendlandes in umfassender Weise betheiligt haben. Diese Literatur ist theils sehr alt, theils ein Kind der allerneuesten Zeit. Sehr alt, insofern von dem ursprünglich griechisch geschriebenen, jetzt verloren gegangenen Original eine Menge von lateinischen Uebersetzungen, nicht erst aus dem Mittelalter, sondern bereits

aus der spätrömischen Zeit, etwa vom 6. Jahrhundert weg, sich erhalten haben, denen sich dann in der Folge altfranzösische, angelsächsische, mittel- und niederdeutsche, und in der Humanistenepoche neugriechische, englische, spanische und italienische Bearbeitungen, bald in Prosa, bald in Versen, bald aus Beidem gemischt anreihen, als bedeutendste Leistung jedenfalls ein zum Theil wenigstens shakespeare'sches Drama: Perikles, Prinz von Tyrus.

Andrerseits weist die fragliche Literatur auch sehr junge Bestandtheile auf, indem der von Alexander Riese im J. 1871 veröffentlichte lateinische Text, welcher, obwohl bereits im J. 1595 von Markus Welser in Augsburg edirt, doch seither fast verschollen und nur von ganz wenigen Gelehrten gekannt war, — ein Exemplar dieses seltenen Buches steht in unserer Stadtbibliothek — nun eine wahre Sturmfluth von sprachlichen, handschriftlichen und sachlichen Erörterungen während dieser 5 Jahre hervorgerufen hat. Es ging mit dem Apollonius genau so, wie es heutzutage überhaupt mit jeder handschriftlichen Entdeckung irgend eines bisher im Staub der Bibliotheken vergrabenen Beitrags zur alten Literatur geht. Die Texte der gangbaren antiken Schriftsteller sind eben, Dank der wissenschaftlichen Methode und der strengen Geisteszucht des vor einigen Tagen verblichenen Altmeisters der Alterthumswissenschaft, meines verehrten Lehrers Friedrich Ritschl, im Allgemeinen jetzt so ziemlich festgestellt, und so stürzt man sich mit einer Art Heißhunger auf jedes frisch in den Gesichtskreis gerückte Objekt. Als ob es jetzt nicht viel mehr gälte, das bisher kritisch gesichtete und diplomatisch festgestellte Material nun auch zu einem großen harmonischen Bau des antiken Genius, als einer hervorragenden Aeußerung des gesammten fortschreitenden Menschengeistes, nach Kräften sachkundig und stilgerecht zusammenzufügen!

„Es war einmal ein König in der Stadt Antiochia, mit Namen Antiochus. Der hatte von seiner verstorbenen Gemahlin eine wunderschöne Tochter, an welcher die Natur nur den einen Fehler begangen hatte, daß sie dieselbe sterblich geschaffen."

So lauten die Anfangsworte unseres Romans, dessen Inhalt ich vorerst in den Hauptzügen mittheilen will. Natürlich ist die Tochter von vielen edlen Freiern umworben: der Vater jedoch kann sich zu keiner Wahl entschließen, bis er zu guter Letzt inne wird, daß er sich selbst in seine Tochter verliebt hat. Um sich nun sämmtlicher Bewerber ein für allemal zu entledigen, läßt er verkünden, daß nur derjenige die Hand seiner Tochter erhalten solle, der ein ihm vorgelegtes Räthsel aufzulösen im Stande sein würde, wem dies aber nicht gelinge, der müsse sein Leben lassen. Wir sehen, das von Gozzi nach einem chinesischen Sujet entlehnte Motiv von Schiller's Turandot tritt uns auch hier entgegen. Schon viele liebeglühende Freier haben darob ihr Leben eingebüßt und ihre Köpfe starren von der Stadtmauer herab; da kommt eines Tags in festem Vertrauen auf seine Gelehrsamkeit ein bildschöner Jüngling aus Tyrus, von königlichem Geblüt, mit Namen Apollonius und findet in der That sofort die Lösung heraus. Der König, durch den unerwarteten Erfolg überrascht und zugleich besorgt, es möchte Apollonius sein Verhältniß zu seiner Tochter unter die Leute bringen, gibt ihm unter dem Vorgeben, er habe nicht richtig gerathen, gleißnerisch noch dreißig Tage Bedenkzeit, welche Frist er jedoch in Wahrheit zu dessen Vernichtung nützen will. Apollonius aber merkt auf der Stelle, was der König gegen ihn im Schilde führt, rüstet eilig ein tyrisches Schiff mit Getreide, Gold und Kostbarkeiten aus und zieht mit seinen Getreuen als Kaufmann in die Ferne. Antiochus ist begreiflich vor Wuth außer sich; indem er

einen Preis von 50 Talenten aussetzt für denjenigen, der den Apollonius lebendig herbeischaffe, und einen weiteren von 100 Talenten, wenn ihm einer dessen Kopf bringe, setzt er alle Hebel in Bewegung, um des gefährlichen Feindes habhaft zu werden.

Inzwischen ist Apollonius nach Tarsus in Cilicien an der kleinasiatischen Südküste gekommen, wo er von einem Bürger, Namens Stranguillio vernimmt, daß die Stadt gerade an einer heftigen Hungersnoth zu leiden habe. Dieses bestimmt ihn, seine ganze Getreideladung von 100,000 Scheffeln zum minimen Ankaufspreis an die hungernden Einwohner wegzugeben und ihnen schließlich den ganzen Erlös als Geschenk anzubieten. Aber auch die Tarsier verstehen es, sich würdevoll zu benehmen. Sie errichten ihm dafür zum Dank auf ihrem Marktplatz eine eherne Bildsäule hoch auf einem Triumphbogen, welche ihn darstellt, wie er in der Rechten einen Büschel Aehren hält, und den linken Fuß auf einen Scheffel setzt, zugleich mit einer passenden Ehreninschrift.

Jedoch schon nach kurzer Zeit setzt Apollonius, da er sich auf die Länge auch hier vor den Häschern des Königs Antiochus nicht sicher fühlt, seine Flucht in der Richtung nach Pentapolis im Lande Cyrene an der afrikanischen Nordküste fort, wird auf der Fahrt von einem heftigem Sturm überrascht und kann nur mit Mühe und Noth das nackte Leben an die Küste von Pentapolis retten. Hier wird er von einem mitleidigen Schiffer bekleidet und nach der Stadt gewiesen. Dort trifft Apollonius in einer Ringschule mit Archistrates, dem König des Landes zusammen, der sich gerade am Ballwurf ergötzt, und weiß durch geschicktes Spiel, sowie sonstige Dienstleistungen dessen Aufmerksamkeit auf seine Person zu ziehen, in dem Maße, daß er sogar zur Hoftafel geladen wird. Des Königs Tochter, Archestratis,

welche ebenfalls am Mahle Theil nimmt, interessirt sich nun lebhaft für den, in edler Trauer seines Unglücks gedenkenden Schiffbrüchigen und sucht ihn auf einen Wink des Vaters durch Citherspiel und Gesang aufzuheitern. Doch Apollonius trägt noch viel schönere Weisen und Lieder vor, so daß ihn die Prinzessin noch viel lieber gewinnt, ihn mit Einwilligung des Königs mit Gold, Sclaven und kostbaren Gewändern beschenkt und es endlich durchzusetzen weiß, daß er als ihr Lehrmeister in Musik und schönen Künsten im Palaste verbleiben soll.

Bald jedoch wird die antike Heloise zu ihrer Betrübniß inne, daß ihr sichtliches Bestreben, ihrem Lehrer entgegenzukommen, von dessen Seite nur mit bescheidener Zurückhaltung erwidert werde. Sie sinnt daher auf einen andern Weg und — wird krank. Voller Bestürzung bringt Apollonius dem königlichen Vater die erschreckende Kunde: derselbe befindet sich gerade auf dem Forum und verhandelt mit drei vornehmen Bewerbern seiner Tochter um die Höhe des darzureichenden Mundschatzes. In der Hoffnung, mit dieser freudigen Nachricht seine Tochter, wenn nicht gesund zu machen, so doch wenigstens zu zerstreuen und auf heitere Gedanken zu bringen, schickt er derselben durch Apollonius einen Brief zu, in welchem er die Angebote der drei ungeduldigen Freier aufgezeichnet hat und sie ersucht, die Wahl ihres Herzens zu treffen. Voll Begier greift die Kranke nach diesem Briefe, wirft ihn jedoch sofort enttäuscht bei Seite: denn der Name des einzig Geliebten, der inzwischen ruhig vor ihr stehen geblieben ist und auf Bescheid wartet, ist ja nicht darin zu finden. Dann frägt sie ihn coquett: „Mein Lehrer, thut Dir das eigentlich nicht leid, daß ich heirathen soll?", worauf ihr aber nur die gemessene Antwort des innerlich heftig erregten Apollonius zu Theil wird, er freue sich darüber von Herzen, und zwar besonders deßhalb, weil sie vorher noch durch ihn mit höherer Bildung ausgestattet

worden sei. Dies wird nun, wie leicht begreiflich, der liebenden Prinzessin doch zu bunt; sie thut kühn noch einen Schritt und schreibt dem Vater rundweg, sie werde keinen Andern heirathen, als den Schiffbrüchigen. Zuerst weiß der König nicht, was er daraus machen soll, bis ihn die freudige Ueberraschung des Apollonius, dem er ebenfalls den geheimnißvollen Brief zu lesen gegeben hat, über Alles aufklärt. Zuerst schraubt er seine Tochter noch ein Bischen: wie sie ihm aber verschämt ihre Liebe eingesteht, gibt der gute Vater ohne Zögern seine Einwilligung, indem er ihr wohlwollend bemerkt, daß er ihre Gefühle um so mehr zu ehren wisse, als er selber nur durch die Liebe zu ihrer Mutter zu seinem Vaterglück gekommen sei. Die Hochzeit wird alsbald gefeiert, und nun stellt sich bei dem jungen Paar, wie es heißt, „eine ungeheure Liebe, wunderbare Zuneigung, unvergleichliche Sehnsucht und unerhörtes Glück ein.“

Doch sollte dieser selige Zustand von nicht langer Dauer sein. Nach einiger Zeit trifft in Pentapolis die Nachricht ein, daß der König Antiochus sammt seiner Tochter vom Blitze erschlagen worden sei und man dort für den verwaisten Thron den Apollonius als Nachfolger wünsche. Die treue Gattin läßt es sich nicht nehmen, den Gemahl trotz dessen Abrathens, auf der weiten und schweren Seereise zu begleiten: dafür verspricht sie ihrem trauernden Vater, ihm bei ihrer Rückkehr noch ein zweites Töchterchen mitbringen zu wollen. Aber nachdem sie auf der Fahrt eines lieblichen Mädchens genesen, fällt sie selbst in todesähnliche Ohnmacht, so daß sie als eine Leiche angesehen und auf Befehl des abergläubischen Kapitäns in einer wohlverschlossenen, ausgepichten Kiste von Cedernholz in's Meer versenkt wird. Diese Kiste wird von den Wellen bei der Stadt Ephesus an's Land getrieben, wo sie ein gerade zu dieser Stunde mit seinen Schülern längs der Meeresküste wandelnder Lehrer der Heilkunde,

Namens Chaeremon bemerkt und öffnet. Schon will er die Leiche den Flammen übergeben, als einer seiner Lieblingsschüler, an Jahren ein Jüngling, an Wissen ein Greis, an derselben plötzlich Symptome des Lebens entdeckt und durch sorgfältige ärztliche Behandlung die Scheintodte dem Leben zurückgibt. Chaeremon nimmt sie darauf als seine Tochter an und macht sie zu ihrer größeren Sicherheit zu einer Priesterin der Diana von Ephesus.

Inzwischen ist Apollonius mit seiner kleinen Tochter wieder nach Tarsus gekommen, wo er sie unter dem Schutze der Amme Lycoris dem alten Freunde Stranguillio und dessen Gemahlin Dionysias, zur Erziehung übergibt, bis sie das heirathsfähige Alter erreicht hätte; dann werde er sie wieder zu sich nehmen, bis dahin jedoch wolle er in ferner Einsamkeit um die verlorene Frau seiner Jugend trauern. Das Mädchen, nach ihrer neuen Heimath Tharsia genannt, erhält in der That sammt der leiblichen Tochter der Pflegeeltern, Philotimias, eine sorgfältige, ja sogar eine höhere, gelehrte Bildung. Einmal aber, wie sie aus dem Hörsaal nach Hause kommt, trifft sie ihre Amme schwer erkrankt an, und vernimmt aus dem Munde der Sterbenden erst jetzt ihre wahre Herkunft; die sorgliche Pflegerin ermahnt sie noch, im Falle ihr die Adoptiveltern einmal feindselig begegnen sollten, das Volk der Tharsier nur an die von ihrem Vater empfangenen Wohlthaten zu erinnern. In der That stellt sich bald die Gefahr ein. Denn die Pflegemutter Dionysias, welche mit gekränkter Muttereitelkeit es sehen muß, wie Jedermann die schöne Fremde ihrer eigenen häßlichen Tochter vorzieht, gibt ihrem Hausmeister Theodorus, den teuflischen Auftrag, Tharsia an die Meeresküste zu locken, und dort niederzustoßen. Schon will sich dieser dessen entledigen, da erscheint plötzlich ein Piratenschiff, Tharsia wird als gute Prise fortgeschleppt und nach der Insel

Mitylene gebracht. Dionysias jedoch, welche an den Tod der verhaßten Pflegetochter glaubt, errichtet ihr ein solennes Grabmal, um Apollonius zu täuschen, wenn er käme, um die Tochter abzuholen. Es gelingt ihr das nur zu gut. Der trostlose Vater, nun seiner letzten Hoffnung beraubt, wird auf der Rückkehr nach Tyrus durch einen Sturm ebenfalls nach Mitylene verschlagen.

Hier hatte unterdessen seine Tochter Tharsia, nachdem die Seeräuber sie gegen eine hohe Summe an einen Sclavenbesitzer losgeschlagen, schwere Prüfungen zu bestehen gehabt. Jedoch war es ihr gelungen, durch das Erzählen ihrer traurigen Schicksale das Mitleid des Athenagoras, des Fürsten von Mitylene zu erregen, dessen Schutz es ihr ermöglicht, bei ihrem Brodherrn durch Concerte, Vorlesungen und sonstige künstlerische Leistungen ihren Ankaufspreis abzuverdienen. Um dieselbe Zeit kommt nun auch Apollonius nach Mitylene, wo gerade die ganze Stadt dem Neptun zu Ehren ein Fest feiert: gern erlaubt er seinen Matrosen, diesen Tag auch festlich zu begehen, er selbst aber zieht sich trauernd in den untersten Schiffsraum zurück, nachdem er bei Strafe an Leib und Leben sich jede Annäherung verbeten hatte. Nun beehrt aber der König Athenagoras, angelockt durch die Pracht des fremden Schiffes, dasselbe mit seinem Besuche, frägt nach dem Herrn, und verfügt sich endlich, da ihn Niemand zu jenem führen will, in eigener Person in den Schiffsraum. Wie er aber nichts ausrichtet, läßt er T h a r s i a herbeirufen, deren Sangeskunst und beredter Mund wohl eher zum Ziele führen werde. Dieselbe singt zunächst vor Apollonius von ihren letzten Leiden auf Mitylene, ohne daß dies auf jenen den gewünschten Eindruck macht. Hierauf macht sie ihm den Vorschlag, daß er unter der Bedingung an's Tageslicht emporsteigen und an der allgemeinen Fröhlichkeit Theil nehmen solle, wenn es ihm nicht gelinge, eine Anzahl Räthsel aufzulösen, welche sie ihm aufgeben

werde. Der wißbegierige und gelehrte Apollonius geht nach einigem Widerstreben schließlich doch darauf ein. Nun folgen in der lateinischen Uebersetzung acht Räthsel in je 3 Hexametern, welche der Räthselsammlung des Symposius oder Symphosius, eines Dichters des 5. oder 6. Jahrhunderts entnommen sind und in deutscher Uebertragung folgendermaßen lauten:

I.

Ein Haus ist's, das mit heller Stimme schallet
Am Land und laut von Klängen wird durchrauscht.
Drin weilt ein Gast, der selber nie ein Wort
Vernehmen läßt: doch Beide, Haus und Gast,
Sie laufen, nimmer ruhend, um die Wette.

Das Haus ist die Welle, der Gast der Fisch.

II.

Lang ausgestreckt eil' ich dahin, des Waldes
Geprief'ne Tochter; Tausende von Schaaren
Berg' ich in meinen Schooß und stürme
Auf mannichfachen Pfaden, doch mein Fuß
Läßt nirgends eine sich're Spur zurück.

Es ist das Schiff.

III.

Durch's ganze Haus dringt schadenlos das Feuer
Und züngelt hier und dort um meinen Leib.
Doch kann's mit aller Kraft mich nicht versengen.
Leer ist mein Haus, und jeder meiner Gäste
Betritt es schämig ohne alle Hülle.

Sie meint das Schwitzbad, das von unten und von der Seite erhitzt ist und leer genannt wird, weil außer den Bänken sich darin kein anderes Hausgeräthe vorfindet.

IV.

Schwer bin ich selber nicht; doch, hängt sich an
Des Nasses Wucht, da schwellen alle Fibern,

Da strömt die Fluth durch jeden Höhlengang
Und birgt sich sicher drin; jedoch heraus
Dringt nimmer sie von selber, nur im Zwang.

Der Schwamm mit und ohne Wasser.

V.

Mich schmückt kein Haar und doch ward mir zu Theil
Der Haare Schmuck: sie weilen freilich drinnen,
Wo keines Menschen Auge sie erschaut.
Die Hand wirft mich empor und auch zurücke
Werd' von der Hand ich durch die Luft geschleudert.

Es ist der Ball, den die Alten, wie wir vor Zeiten die Chignons, mit Haaren ausstopften.

VI.

Ein sicher Aussehn hab' ich nicht, denn keine
Figur war je mir fremd: mit hellem Scheine
Glänzt drinnen gleißend Licht, doch zeigt es Nichts,
Hat es nicht daher selbst etwas geschaut.

Der Spiegel.

VII.

Vier Schwestern siehst Du eilen, gleich an Kunst:
Sie eifern um die Wette, ihr Bemühn
Ist stets das selbe, und ihr Ziel ist gleich.
Paarweise rennen nah' sie bei einander,
Doch haben niemals sie sich nur berührt.

Die Räder.

VIII.

Wir sind's, die bis zum weiten Aether steigen
In luft'ge Höh'n: es fügt uns eine Reihe
Selbander fest zusammen, eine Kunst
Hat uns geeint; wer in die Höh' will klimmen,
Wir führen ihn empor mit sichrer Hand.

Die Sprossen der Leiter.

Alle diese Räthsel löst Apollonius sofort ohne Zögern; nun aber will er trotz seines Interesses an diesem Exerzitium des Geistes und der Bildung nichts weiter hören und heißt Tharsia ihn verlassen. Die bekümmerte Jungfrau sucht ihn nun mit Gewalt wegzuziehen, gleitet bei ihrem fruchtlosen Bemühen aus und schlägt sich beim Fallen eine Wunde in die Stirn. Nun beginnt sie jammernd ihr Unglück anzuklagen, gedenkt dabei ihrer früheren Schicksale und wird natürlich daran von Apollonius sofort freudig erkannt. Auch Athenagoras nimmt innigen Antheil: ihr früherer Brodherr wird vom erzürnten Volk hingerichtet, dem Volke selbst schenkt Apollonius eine große Summe Goldes zum Dank für den Schutz, der seiner Tochter gewährt worden war, wofür ihrerseits die Bewohner der Insel ihm eine Statue errichten, die ihn darstellt, wie er auf dem Stern eines Schiffes steht, das Haupt des Sclavenhalters mit Füßen tritt und auf dem rechten Arm seine Tochter emporhält, natürlich auch mit einer passenden Ehreninschrift. Hierauf verheirathet Apollonius seine Tochter an den Fürsten Athenagoras, der sie schon lang geliebt hat, und ist schon im Begriff, sich mit dem jungen Ehepaar nach Tyrus einzuschiffen, als ihm ein Traumgesicht befiehlt, den Weg über Ephesus zu nehmen und daselbst vor dem Götterbild der Diana alle seine wunderbaren Schicksale zu erzählen. Die Bedeutung dieses Traumes wird bald offenbar. Kaum hat nämlich Apollonius dem Wunsche der Götter Folge leistend der Diana von Ephesus seine Leiden aufgezählt, so erkennt deren Oberpriesterin sofort daran ihren Gemahl: indem sie sich selbst zu erkennen gibt und dem geprüften Manne ihrer Liebe um den Hals fällt, ruft sie ihm zu: „Ja, Du bist Apollonius von Tyrus, mein Apollonius, Du bist mein Lehrmeister, der mich unterrichtet hat, Du bist der Mann, den ich, obwohl Du ein Schiffbrüchiger warst, zu lieben begann, nicht aus Unkeuschheit, sondern in tiefer

Hochachtung vor Deiner Weisheit. Wo ist meine Tochter?" Nun allgemeine Erkennung und unermeßliche Freude. Die poetische Gerechtigkeit besorgt noch, was ihr zu thun erübrigt, nämlich die Bestrafung des schwachen Stranguillio und der bösen Dionysias in Tarsus, welche von den ergrimmten Bürgern gesteinigt werden. Dann begeben sich alle nach Pentapolis, wo sie den alten Vater Archestrates noch am Leben treffen und ihm seine letzten Tage in Glück und Wonne versüßen. Apollonius übernimmt hierauf die Regierung von Antiochia und lebt an der Seite seiner Gemahlin 74 Jahre. Zum Schlusse heißt es: „Er beschrieb alle seine Abenteuer selbst in zwei Büchern, von denen er eines in dem Tempel der ephesischen Diana deponirte, während er das andere seiner eigenen Bibliothek einverleibte. Hier endet die Geschichte vom Apollonius, König von Tyrus."

Daß das Original dieses Romans in griechischer Sprache abgefaßt war, ergibt sich aus dem Stoff, welcher dem bei den griechischen Romandichtern der ersten nachchristlichen Jahrhunderte beliebten, ziemlich sterotypen Sujet von getrennten und nach mannichfachen Gefahren und Abenteuern endlich glücklich wieder vereinten Liebenden durchaus homogen ist. Dahin gehört auch die gerade dem griechischen Roman eigenthümliche, ihn nicht zu seinem Vortheil charakterisirende Composition, welche bei Leibe nicht durch die Charaktere der handelnden Personen motivirt wird, sondern aus dem nackten Zufall äußerlich an einander gereihter und dabei sich förmlich drängender Ereignisse plötzlich hervorschießt. Rechnet man dazu die lokale Färbung unseres Stückes, das durchweg an den hellenischen Küstenländern sich abspielt, die unvermeidlichen, in keinem griechischen Roman fehlenden Seeräuber, ferner die griechischen Namen sämmtlicher darin auftretender Personen und endlich eine große Zahl von griechischen Worten und Formen, die selbst die lateinische Uebersetzung sich

nicht zu verwischen getraute, so kann über die Sprache des Originals kein ernstlicher Zweifel mehr erhoben werden. Daß bei näherer Untersuchung sich im lateinischen Texte eine ganze Menge unlateinischer, d. h. griechischer Constructionen, Vorstellungen u. s. w. entdecken lassen, will ich nur andeuten. Das Original ist jedoch verschollen, wenigstens bis zur heutigen Stunde noch nicht wieder aufgefunden worden: denn die Notiz Markus Velser's, dahin lautend, daß unter den Werken, welche Manuel Eugenikus in Konstantinopel besessen, auch eine mit Illustrationen verzierte Geschichte des Apollonius genannt werde, kann sich eben so gut auf die im 13. Jahrhundert nach einer lateinischen Grundlage veranstaltete griechische Rücküberſetzung in politischen Versen beziehen.

Ueber die Abfassungszeit dieses griechischen Originals würden wir wegen des völligen Mangels an Anspielungen auf historische Ereignisse ganz im Unklaren sein, wenn wir nicht wenigstens den terminus ad quem der lateinischen Uebersetzung in der Hand hätten; denn einmal sind die derselben einverleibten Räthsel der Sammlung des Symphosius entnommen, dessen Gedichte ihrerseits bereits in der um die Mitte des 6. Jahrhunderts n. Chr. fertig abgeschlossenen, unter dem Namen der Anthologia Latina bekannten Gedichtsammlung Aufnahme gefunden haben: dazu kommt ein direktes Citat einer Stelle des lateinischen Textes in der von Heinrich Keil herausgegebenen grammatischen Schrift de dubiis nominibus, welche selbst dem 6.—7. Jahrhundert angehört. Doch ist es einer genialen Beobachtung Wilhelm Christ's in München gelungen, die Abfassungszeit noch näher zu präcisiren. Es finden sich nämlich in dem Roman als Geldsorten nur erwähnt aurei (Goldstücke), talenta auri (Talente Goldes), librae auri (Pfunde Goldes), sestertia (Sesterzen), aerei (Kupfer-Geld). Nun kamen

aber seit dem Kaiser Constantin (Anfang des 4. Jahrhunderts) dafür die solidi (Goldstücke), und folles (Scheidemünze) auf. Ferner wissen wir, daß unter Caracalla (211—217) man anfing, die Goldstücke, aurei, so leicht zu prägen, daß nicht mehr, wie früher, deren 40—42 auf ein Pfund gingen, sondern dazu viel mehr nöthig waren: wenn nun in unserem Roman, nachdem der Fürst Athenagoras der Tharsia 40 aurei geschenkt hatte, Einer meint, es hätte dessen Beutel nichts geschadet, wenn er gerade das Pfund voll gemacht hätte, so ergibt sich daraus, daß zur Zeit, als das Buch geschrieben ward, mehr als 40 aurei auf ein Pfund gingen, d. h. daß dasselbe nach Caracalla, und, nehmen wir die vorhin erwähnte Notiz dazu, vor Constantin verfaßt worden ist, und zwar nicht nur die lateinische Uebersetzung sondern auch das griechische Original, da wir keinen Grund haben, zu glauben, das der Uebersetzer, welcher sich sogar in sachlich ganz irrelevanten Dingen an die griechischen Ausdrücke der Vorlage hielt, gerade die Münzsorten in ein anderes System umgerechnet haben sollte.

Und in der That war dieses die Zeit, in welcher überhaupt der griechische Roman sich ungebunden entfaltete und seine reichsten Blüthen trieb. Nicht als ob nicht schon früher einzelne dieser Dichtungsart eignende Symptome bemerklich gewesen wären: im Gegentheil, solche lassen sich von dem Augenblick an nachweisen, wo die politische Ohnmacht des Staates die Familie und das Individuum in den Vordergrund treten ließ, wo der Kosmopolitismus den Patriotismus verdrängte, und, was früher Privaterzeugniß einzelner bedeutender Staaten und Städte gewesen war, in Form einer Alles nivellirenden Durchschnittsbildung — wir wollen diese mit dem einmal hergebrachten Namen Hellenismus benennen — allen auf Civilisation irgend wie Anspruch machenden Völkern der damals bekannten Welt den gleichen Stempel aufgedrückt hatte. Hand in Hand mit dem Hervortreten

der Familie ging naturgemäß die Werthschätzung des Weibes, und damit waren die Grundlagen des Romans eigentlich schon gewonnen. Aber erst in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten beginnen sich jene, schon früher sporadisch auftretenden Aeußerungen zu dem compakten Ganzen eines förmlichen Literaturzweiges zusammen zu fügen.

Eine Untersuchung der geschichtlichen Grundlagen unseres Romans vom König Apollonius von Tyrus können wir uns füglich ersparen, insofern wenigstens, als der Name des Königs Antiochus von Antiochien, trotzdem Gottfried von Viterbo, der hierin übrigens allein steht, darunter den Antiochus Seleucus versteht und derselbe die Apolloniusgeschichte geradezu chronologisch, seinem Berichte vom zweiten punischen Krieg anreiht, durchaus keinen brauchbaren Anhaltspunkt bietet. Anders freilich gestaltet sich die Frage, wenn wir die Lokalität in's Auge fassen, in welcher der erste Akt des romantischen Drama's spielt, nämlich Antiochien und Tyrus, beides Orte des syrischen Küstenstrichs. Hier hat Konrad Hofmann in München auf's evidenteste nachgewiesen, daß der Typus eines Räthsel aufgebenden Königs, der von einem Andern an Weisheit noch übertroffen wird, bereits in der jüdischen Gestalt des Salomon-Abdemon-Hiram und der verwandten Figur des Salomon-Marcol vorgezeichnet ist. Was speziell Salomon und Hiram anbetrifft, so findet man die ersten Anfänge dieser Typirung bereits in den Paralipomena und in den Büchern der Könige: wenn in's Besondere im dritten Buch der Könige Salomon weiser genannt wird, als die Söhne Mahol's, so ist Hofmann unläugbar in seinem Rechte, wenn er diesen Mahol mit dem in mittelalterlichen Produkten auftretenden Marcol, Marcolf, Morolf identificirt, welcher dort mit Salomon in Räthseln wetteifert. Man kann es unter diesen Verhältnissen nur als einen erwünschten weiteren Beleg begrüßen, wenn man

im 8. Buch der jüdischen Alterthümer des Josephus mit Berufung auf einen älteren Historiker liest, daß Salomon gegen Geld mit Hiram in Räthseln gestritten, und dieser, da er sie nicht lösen konnte, große Summen eingebüßt habe, bis er endlich auf den rettenden Gedanken verfiel, aus Tyrus den gelehrten Abdemon kommen zu lassen, der nun seinerseits dem weisen Salomon die Spitze bot und dadurch seinem Auftraggeber die verlorenen Gelder zurückgewann.

Trotz dieser interessanten Perspektive würde ich es doch nicht gewagt haben, auf dieses im Vergleich zur übrigen classischen Literatur fast unbedeutend erscheinende Erzeugniß aufmerksam zu machen, wenn nicht gerade dieses unscheinbare Werkchen auf die Literaturen einer langen Reihe von Jahrhunderten bis auf Shakespeare herab einen weittragenden stofflichen Einfluß geübt hätte, wie er sich bei keinem andern Produkt des Alterthums in ähnlichem Grade nachweisen läßt. Schon der Umstand ist bezeichnend, daß, während wir uns bei Muster- und Meisterwerken des Alterthums mit zwei, drei Handschriften, bei vielen oft nur mit einer oder gar nur mit der editio princeps begnügen müssen, die lateinische Uebersetzung unseres Romans in über 100 handschriftlichen Exemplaren — darunter auch ein nicht unbedeutendes aus der Bongarssammlung unserer hiesigen Stadtbibliothek — auf uns gekommen ist. Und zwar tritt uns hier die bemerkenswerthe, bei anderen antiken Schriftstellern sonst nur ausnahmsweise beobachtete Erscheinung entgegen, daß jede Handschrift, im Einzelnen wenigstens, einer ganz besonderen, von allen andern verschiedenen Version, resp. Redaktion folgt. So sehr hatte dieser Roman das allgemeine Interesse auf sich zu lenken gewußt, daß er nicht mehr als ein aus alter Zeit überliefertes und daher ängstlich intakt zu haltendes Depositum früherer Literaturen angesehen wurde, sondern vielmehr als unbestrittenes Gemeingut jedem Leser und Abschreiber das Anrecht zu verleihen schien, ihn nach seinem

eigenen subjektiven Gefühl und Ermessen umzumodeln und den jeweiligen Zeitbedürfnissen ohne viele Skrupel anzupassen. Dabei blieb man jedoch nicht stehen: selbst die läßliche Form des Vulgärlateins dieser Uebersetzung schien einer Massenverbreitung noch im Wege zu stehen. Man griff daher bald zu Uebertragungen in die verschiedenen Landessprachen: solche Uebersetzungen oder Bearbeitungen haben wir noch, die genannte griechische des 13. und eine ähnliche des 16. Jahrhunderts, die nach einer italienischen Vorlage gearbeitet ist, abgerechnet, in angelsächsischer, mitteldeutscher, niederländischer, englischer, spanischer, italienischer und altfranzösischer Sprache, und zwar für einzelne derselben, wie z. B. für das Englische und Mitteldeutsche, in mehr als einer Form. Ja es fügte sich, daß eine der mitteldeutschen Bearbeitungen, die von Steinhöwel sogar um 124 Jahre früher im Drucke erschien, als der lateinische Text, den Markus Velser erst im Jahre 1595 besorgt hat! Auch eine französische Uebersetzung, die erwähnte Sittener Inkunabel, wurde mehr als 100 Jahre vorher gedruckt.

Dazu gesellen sich noch die freien lateinischen Bearbeitungen der gesta Romanorum und des Gottfried von Viterbo in seinem Pantheon: auch Vincentius Bellovacensis soll in seinem speculum historiale laut Inhaltsverzeichniß zu Ende des 4. Buches den Stoff behandelt haben; jedoch findet sich, wenigstens in den gedruckten Ausgaben, nichts vor; unsere hiesigen Vincentius-Handschriften enthalten nur die letzten Bücher[1]). Den Schlußstein dieses großen, in seiner Art einzig dastehenden internationalen Baues bildet endlich die Dramatisirung durch George Wilkins und Shakespeare, welch' letzterer in seinem Perikles, Prinz von Tyrus den Wilkins überarbeitet hat.

Wir wollen nun eine kurze Charakteristik dieser verschiedenen Bearbeitungen folgen lassen.

Im Allgemeinen lud bereits das vorhin geschilderte stoffliche Interesse des Schreibers an seinem Texte zu einer völlig zwang-

losen Reproduktion ein: man wird sich daher nicht darüber verwundern dürfen, wenn bei aller Uebereinstimmung des Inhalts im Großen und Ganzen die Ausführung im Einzelnen sich wesentlich individuell gestaltet hat. Einzelne Züge wurden bald ausführlicher, bald knapper geschildert, als dies der Text bot: man ließ ganze Partien aus und ersetzte sie durch neue Bestandtheile; oft änderte man die Namen der Personen, ohne an der Sache selbst etwas zu variiren, oft wurden umgekehrt andere Motive substituirt, während man die Namen unverändert beibehielt. Die größte Freiheit in der Behandlung dürfte sich jedoch das altfranzösische karolingische Epos vom Ritter Jourdain de Blavies erlaubt haben.

Die wichtigste lateinische Ueberarbeitung des Mittelalters wird durch das 153. Kapitel der gesta Romanorum repräsentirt. Es ist dies ein Novellenbuch, dessen hinsichtlich Alter, Stoff und Form ziemlich heterogene Bestandtheile etwa im 14. Jahrhundert in ein geschlossenes Corpus zusammengefaßt wurden: die erhaltenen Handschriften gehören nämlich, trotzdem Einzelnes weit älter ist, meistens erst dem 14. oder 15. Jahrhundert an. Diese gesta, aus denen Bocaccio und Shakespeare, um nur diese zwei zu nennen, so viele ihrer Stoffe geschöpft haben, unterscheiden sich bei dem in Frage stehenden Gegenstand hinsichtlich der sprachlichen Form, die hier eine ganz abscheuliche ist, von dem lateinischen Text, der im Ganzen trotz mannichfacher Vulgarismen immer noch recht genießbar ist, in nicht sehr vortheilhafter Weise; auch die Fassung ist eine stark gekürzte, wenngleich oft die nämlichen Ausdrücke der Vorlage ohne Aenderung reproducirt werden. Dagegen ist der Stoff ziemlich der gleiche geblieben: nur hie und da finden sich individuelle Zuthaten, so z. B. wird nach der angeblichen Ermordung der Tharsia durch ihre Pflegemutter Dionysias die Verzweiflung ihres Pflegevaters Stranguillio, von der man im lateinischen Text nichts liest, sehr

ausführlich geschildert, ein Motiv, das daraus auch in das Wilkins-Shakespeare'sche Drama übergegangen ist. Von den Räthseln werden nur die drei ersten aufgeführt. Ferner wird die bereits im lateinischen Text begonnene Christianisirung des ursprünglich unter Einwirkung heidnischer Vorstellungen geschriebenen Romans in auffallender Weise gesteigert. Die Eigennamen endlich erscheinen theilweise in ganz andrer Gestalt: so heißt der Tharsia Mutter, die Gemahlin des Apollonius statt Archistratis Lucina; dagegen sind Formen, wie Elinalus oder Elamitus für Hellenicus, Ardonius für Ardaleo, Ligozis für Lycoris, Cerimon für Chaeremon, Philomacia für Philotimias, Altistratus statt Archistrates, endlich constant Machilena oder Machilenta für Mitylene nicht als Neubildungen, sondern einfach als Abschreibercorruptelen zu betrachten; deßgleichen wohl auch die am Schlusse befindliche Notiz, daß Apollonius an der Seite seiner wiedergewonnenen Gattin 84 Jahre (statt 74) gelebt habe.

Wesentlich verschieden ist die Darstellung des dem 12. Jahrhundert angehörigen Gottfried von Viterbo, der im 11. Buche seines Pantheon, wo er die Diadochenepoche und die punischen Kriege behandelt, bei Gelegenheit des Königs Antiochus des Jüngern, mit Namen Seleukus, die Notiz einflicht, daß gerade dieser es gewesen sei, der den König Apollonius von Haus und Hof verjagt habe. Die Geschichte seiner Abenteuer selbst ist metrisch in der beliebten dreigliedrigen Gottfried'schen Strophe ausgeführt, welche aus zwei meist gereimten Hexametern und einem abschließenden Pentameter besteht. Hier ist neben anderem die Räthselpartie ganz weggelassen, auch der Name der Stadt Ephesus, in welcher ein bedeutender Theil der Handlung sich abwickelt, ist unterdrückt; anderes erscheint in ganz abweichender Anordnung. Neu ist ferner die Vorstellung, daß der schiffbrüchige Apollonius, ohne daß er sich und seine vornehme Abkunft zu erkennen gibt, trotzdem ohne Weiteres vom König von Pentapolis als Eidam

angenommen wird, dieser vielmehr erst bei der Ankunft des tyrischen Schiffes, welches den Tod des Antiochus meldet, über den wahren Sachverhalt Aufschluß erhält. Auch trifft hier Apollonius nicht auf die Eingebung eines Traumes hin, sondern durch reinen Zufall mit seiner Gattin zusammen, indem er überall deren Grab sucht und so auch an den Ort kommt, wo sie ihr zurückgezogenes Leben führt. Die Namen jedoch sind im Ganzen die nämlichen: denn Tranquillio, Dionysia, Militena sind nur Nebenformen zu Stranguillio, Dionysias, Mitylene: nur die Gemahlin des Apollonius erhält hier den ganz neuen Namen Cleopatra und des Antiochus Tochter heißt ausdrücklich: Tochter des Seleukus.

Wir gedenken hier gleich die Besprechung der mitteldeutschen Prosa-Uebersetzung, welche im J. 1471 bei Günther Zainer in Augsburg erschien und in der Folge vielfach nachgedruckt wurde, einzuschalten, weil dieselbe sowohl die gesta, als Gottfried von Viterbo zur Voraussetzung hat. Zu Anfang und am Ende stehen akrostichische Gedichte, deren erstes, wie Karl Bartsch vor 2 Jahren entdeckte, den Namen des Verfassers, Heinrich Steinhöwel von Wil, Doctor in Ercni (d. h. Doctor der Medizin) und das Abfassungsjahr 1461 der Nachwelt überliefert hat, während im Schlußgedicht der Uebersetzer, resp. Bearbeiter etliche alte „hystoryen“ und namentlich „Doctor Gotfried's von vitterben Oberstes kronickschreiben“ als seine Quellen angibt. Diese ausdrückliche Erwähnung Gottfried's von Viterbo ist jedoch nicht in dem Sinne aufzufassen, als wäre Steinhöwel vornehmlich diesem gefolgt: vielmehr sind es die gesta, die er, freilich mit vielen ihm eigenthümlichen Zuthaten, in etwas breitspuriger Darstellung wiedergibt. Von diesen hat er auch die Namensformen Cerimon, Philomantia, theilweise Elemitus und Ligorides, während ihm Gottfried von Viterbo neben sonstigen sachlichen Eigenthümlichkeiten den Namen von Apollonius' Frau Cleopatra, sowie den der Insel Militena geliefert hat. Außerdem befindet sich vor

dem Beginn der eigentlichen Geschichte bei Steinhöwel noch ein historischer Abriß über die dem Romane vorausliegenden Begebenheiten, welcher ganz genau der Darstellung des Gottfried von Viterbo vom Anfang des 11. Buches an folgt. Die darauf bezügliche vage Erklärung Bartsch's: „Neben den gesta wird Steinhöwel Gottfried's Pantheon gekannt und aus den vorausgehenden historischen Angaben über Seleukus den Stoff zu seiner Einleitung entnommen haben", muß daher viel bestimmter gefaßt werden, zumal da von einer derartigen Einleitung sonst keine weitere Bearbeitung etwas weiß. Außer den gesta und Gottfried hat jedoch Steinhöwel auch den ausführlicheren lateinischen Text vor Augen gehabt: so erwähnt er in der Räthselscene, die Gottfried ganz weggelassen hat, 4 Räthsel, von denen zwei sich nicht in den gesta, sondern neben 4 weiteren nur im lateinischen Text vorfinden. — Die Darstellung dieses durch die Güte der Basler Bibliothek mir zugänglich gewordenen äußerst seltenen Buches ist ungemein frisch und sprachlich, wie stilistisch vorzüglich. Als Probe führe ich die Stelle an, wo Apollonius von seiner Gemahlin im Tempel der ephesischen Diana erkannt wird:

Die wil er aber also redet, do mocht sich cleopatra nit lenger vffenthalten. Sye gieng zů dem knienden appolonio vnd vmfieng in begirlich mit iren armen vnd wolt in geküsset han. Appolonius weret sich in vngedult on wissend sines wibs. Do sprach sye mit wainenden ougen: O herr, mein trost, mein sel vn mein leben, nit tů also, ich bin dein weib, desz kúniges archistrates tochter. So bistu appolonius tirus, mein man vñ mein maister, der mich gelert hat, du bist mein schifbrúchiger, den ich lieb han gehapt vñ erwelt han nit vmm liplich begirt sonder von kúnsten vñ wiszhait wegen.

Nach Steinhöwel ist dann das Stück auch in die deutschen Volksbücher übergegangen.

Dies ist jedoch nicht die einzige deutsche Uebersetzung älterer Zeit. Es existirt noch handschriftlich eine metrische Bearbeitung des um 1300 lebenden Dichters Heinrich von Neuenstadt in 20,000 Versen, von welcher Excerpte im Buch der Liebe von Reichardt und von der Hagen stehen sollen, die mir jedoch nicht zu Gesicht gekommen sind. Dazu käme noch eine 1601 in Hamburg erschienene niederdeutsche Fassung.

Einen eigenartigen Weg haben die altfranzösischen Bearbeitungen eingeschlagen, von denen zweie bekannt sind, das karolingische Epos Jourdain de Blaivies und die zu Anfang erwähnte, in Sitten aufbewahrte und im Besitz der Familie de Lavallaz befindliche, ebenfalls prosaische Version, welche in einer in Genf wahrscheinlich um 1482 gedruckten Incunabel enthalten ist. Beginnen wir mit dem letzteren Werk. Dasselbe schließt sich bei allen individuellen Zuthaten doch im Ganzen der alten Erzählung an, soweit ich dies aus den durch die Güte eines der Besitzer, des Herrn Stanislaus de Lavallaz, des Oberbibliothekars der Walliser Kantonalbibliothek, ihm auf sein Anfragen bereitwilligst überschickten Details entnehmen konnte. Leider war das Buch selbst wegen des hohen Werthes — es ist den Besitzern auf 3—4000 Franken geschätzt worden — nicht erhältlich gewesen. Bemerkenswerth ist namentlich, daß am Schlusse nicht von zwei Exemplaren gesprochen wird, in welchen Apollonius seine Abenteuer niedergeschrieben habe, sondern vielmehr entgegen aller Tradition von sechsen, von denen das eine in den Dianentempel, das zweite in die Stadt der Epheser, die übrigen nach Antiochien, Therme (wohl Cyrene), Tarsia und das letzte nach Tyrus gekommen seien. Auch mit den Räthseln ist der französische Uebersetzer frei verfahren: von den vier Stücken, die er allein nennt, ist das zweite, die Flöte, ganz neu: die übrigen drei finden sich auch in dem lateinischen Text, jedoch fehlt hier bei dem letzten (Spiegel) die Auflösung. Ein Datum ist nicht

vorhanden: der Schluß lautet einfach: Cy finist le romant de Appollin roy de thir imprime a genesve par maistre Loys garbin. Deo gracias. Da jedoch der dem Sittener Apollonius beigebundene Roman vom Olivier de Castille, welcher ebenfalls in Genf bei Louis Garbin im J. 1482 erschien, genau die gleichen Lettern aufweist, so ist der Schluß, daß auch der Apollonius ungefähr um dieselbe Zeit gedruckt worden sei, nicht unwahrscheinlich. Weniger sicher ist die Annahme, daß der Autor dieser Uebersetzung der nämliche Phelippe Camus gewesen sei, der in der beigebundenen zweiten, ebenfalls aus dem Lateinischen in's Französische übersetzten Erzählung sich selbst als Verfasser einführt.

Der andere französische, Jourdain de Blavies betitelte, in epische Form gefaßte Roman hat im Gegensatz zu allen übrigen Bearbeitungen die Handlung ganz in die Zeit Karl's des Großen und die Scene zum Theil wenigstens in's Frankenreich verlegt. Der Held Jourdain muß vor Karl dem Großen fliehen, da er dessen Sohn Lothar erschlagen hat. Dies geschah in einem Kampfe, den Jourdain mit Fromont bestand, der ihm seinen Vater ermordet hatte und welchem Lothar zu Hilfe geeilt war. Dem flüchtigen Jourdain begegnen nun sämmtliche Abenteuer des Apollonius, welche jedoch der Anlage des Ganzen gemäß alle modernisirt sind: natürlich haben sich dabei auch die Namen geändert: der König, zu welchem der schiffbrüchige Jourdain kommt, heißt Marcus, dessen Tochter Oriabel: ihre Hand erstreitet sich Jourdain durch einen siegreichen Kampf mit den Saracenen. Das junge Paar begiebt sich dann zu Schiffe, weil Jourdain auf der Insel Mekka seinen Pflegevater Renier besuchen will; die scheintodte Oriabel wird in ihrem Sarge bei Palermo an's Land getragen, wo ein Priester, der gerade mit seinem Falken auf die Jagd gehen will, sich ihrer annimmt, sie dadurch, daß er sie mit der Salbe Christi bestreicht, in's Leben zurückruft und sie endlich zu ihrer größeren Sicherheit in einem Nonnenkloster

unterbringt. Auch Steinhöwel hatte aus dem Tempel der Diana ein „frowenkloster" gemacht. In ähnlicher sachlicher Uebereinstimmung verläuft der übrige Theil; aus Stranguillio wird der König Cemaire, Regent von Orimonde, Tarsia heißt Gaudisce, an die Stelle der Amme Lycoris tritt der Diener Josselme. Die von der Königin von Orimonde gehaßte Gaudisce soll durch Josselme umgebracht werden, der jedoch ein menschliches Rühren fühlt und sie nach Constantinopel führt, wo sie durch die inzwischen wieder vereinten Eltern glücklich von den ihr drohenden Gefahren befreit wird. Hierauf Rückkehr der ganzen Familie nach Frankreich, Aussöhnung mit Kaiser Karl dem Großen und Rache an dem Mörder von Jourdain's Vater, Fromont.

Indem wir die andern minder wichtigen Bearbeitungen übergehen, bleibt nur noch übrig, das auf gleicher Basis ruhende, von Shakespeare zum Theil flüchtig überarbeitete, zum Theil einer gründlichen Umgestaltung unterworfene Drama von George Wilkins zu besprechen, das unter dem Titel „Perikles, Prinz von Tyrus" unter den Shakespeare'schen Stücken in bescheidener Zurückgezogenheit figurirt.

Dieses Drama wurde zum ersten Mal im Jahre 1609 gedruckt und zwar unter dem Namen Shakespeare's mit der Bemerkung, daß die shakespeare'sche Schauspielgesellschaft dasselbe aufgeführt habe. Es gefiel so sehr, daß bis zum Jahre 1635 nicht weniger als 6 Auflagen nöthig waren. Andererseits fehlt das Stück in der ersten Folioausgabe sämmtlicher Werke Shakespeare's, welche im Jahre 1623 von seinen Freunden Heminge und Condell 7 Jahre nach dem Tode des Dichters besorgt wurde. Diese Weglassung ist es, welche den Verdacht erregte, daß nicht Shakespeare, sondern ein Anderer der Verfasser des Dramas sei. Es rührte jedoch, wie man bei näherer Untersuchung entdeckt hat, dieses Ignoriren vielmehr daher, weil der Antheil Shakespeare's an unserem Stücke verhältnißmäßig nur minim ist: die erste Hälfte

sammt dem Bau und der Anlage des Ganzen ist das Produkt eines Andern, während Shakespeare's Arbeit erst mit dem dritten Akte beginnt. Daß er gerade am Gang der Handlung im Großen und Ganzen wenig änderte, begreift sich vollkommen, wenn man in Erwägung zieht, daß das Stück seines Vorgängers eben in dieser Form bereits bekannt und beliebt war. Uebrigens gebot auch die Rücksicht auf den antiken Stoff selbst, der ja mehr oder weniger überall stereotyp wiederkehrt, einen möglichst nahen Anschluß an die Ueberlieferung.

Von diesem stofflichen Gesichtspunkte aus lassen sich auch die ästhetischen Bedenken, welche der treffliche Uebersetzer Delius mit Recht gegen den Perikles als Drama ausspricht, leichter hinnehmen. In der That ist der Scenenwechsel ein so bunter, die Abenteuer sind so vielgestaltig, der blinde Zufall spielt eine so überwiegende Rolle, daß ein regelrechtes Drama, das sich ja aus sich selbst entwickeln soll, aus dieser rüden Masse nicht erstellt werden konnte. Daß aber überhaupt einer auf den Gedanken kam, diesen vielgetheilten Stoff dramatisch zu bearbeiten, ist gewiß nur aus dem Umstand zu erklären, daß eben der Apollonius ein weit verbreitetes, viel gelesenes und daher auch allgemein beliebtes Volksbuch war, etwa wie die Robinsonaden oder die Indianergeschichten für unsere liebe Jugend.

Immerhin mußte auch bei aller Rücksichtslosigkeit gegen die dramatischen Gesetze von dem überreichen Stoffe ein gewisses Residuum zurückbleiben, das nun einmal mit aller Gewalt in einem Drama als solchem nicht untergebracht werden konnte. Wie sich nun helfen? Denn es ging doch kaum an, auch nur ein klein Stück dieses schönen Lesebuchs dem Zuschauer vorzuenthalten. Man verfiel daher auf den einfachen Gedanken, diesen dramatisch nicht verwendbaren Ueberschuß von Abenteuern in Ermangelung eines Bessern durch einen sogenannten Chorus, einer Art von Prologus, der das ganze Gedicht hindurch wirksam ist und

dasselbe sogar noch abschließt, in epischer Weise vortragen zu lassen. Dieser Prologus heißt hier Gower, welches der Name eines Zeitgenossen Chaucer's ist, der am Ende des 14. Jahrhunderts lebte und die Apolloniusgeschichte in paarweise gereimten vierfüßigen Jamben in's Englische übertragen hat. Ein weiteres Mittel bestand darin, durch eingelegte Pantomimen, d. h. lebende Bilder, welche die Chorusreden etwas ungefüg unterbrechen, den Zuschauer selber mit ansehen zu lassen, welche Schicksale der Held in den Zwischenakten durchzumachen hatte.

Unschwer erkennt man die Stellen, wo die überarbeitende Hand Shakespeare's zuweilen einsetzt: dort herrscht nicht nur eine strengere Behandlung des Verses, sondern auch die Charakteristik wird feiner, aus bloßen Figuranten werden lebenskräftige Gestalten und dadurch gewinnt das Ganze naturgemäß an dramatischer Belebung. Zu dem Besten, was Shakespeare geschrieben hat, gehört namentlich die Schilderung des scharfen Contrastes, in welchen in unserem Stücke die engelreine, jungfräuliche Tharsia zu der widerlichen Umgebung tritt, in die sie auf Mitylene gerathen ist.

Aber trotz der treuen Benutzung des alten, durch die gesta Romanorum und speziell durch die frühen englischen Uebersetzungen derselben vermittelten Stoffes finden sich doch einige Abweichungen und Neuerungen, die zum Theil wenigstens auf Shakespeare's Rechnung zu setzen sein dürften. Schon die Namen sind theilweise ganz neu: der Held heißt nicht Apollonius, sondern Perikles; nicht Apollonius, weil dieser Name sich nur schwer in den Vers fügte; Perikles wohl deßhalb, weil in einem damals sehr beliebten Roman von Sir Philipp Sidney der ebenfalls abenteuernde Hauptheld den verwandt klingenden Namen Pyrokles führte.

Hellenicus wird zu Helikanus, einem tyrischen Großen und Reichsverweser des in der Ferne irrenden Apollonius-Perikles;

der König von Pentapolis Archistrates heißt hier Simonides, dessen Tochter Archistratis Thaisa, die Tochter des Apollonius Tharsia erhält, weil sie auf dem Meere geboren wurde, den Namen Marina; der tarsische Bürger Stranguillio wird zum König Kleon, und dessen Gattin Dionysias zur Königin Dionyza, welche unter Shakespeare's Hand ganz die dämonische Figur der Lady Macbeth angenommen hat; Athenagoras von Mitylene heißt hier Lysimachus: dagegen erinnern Formen, wie Lychorida für Lycoris, Cerimon für Chaeremon, Thaliard für Thaliarch, Philoten für Philotimias ohne weiteres an die Tradition. Eine zwar nicht neue, aber doch individuell ganz neu gezeichnete Figur ist des mitylenäischen Sklavenhalters Knecht Bolz, ein wüster Geselle, der aber doch noch feineren Regungen auf Momente zugänglich ist. Auch der in shakespeare'schen Stücken bekanntlich eine große Rolle spielende Anachronismus fehlt hier nicht: nicht beim Ballspiel, sondern bei einem zu Ehren des Geburtstages der Königstochter von ihren Anbetern gefeierten Tournier macht Perikles des Königs Simonides Bekanntschaft; auch wird ein Bote, welcher dem Perikles eine wichtige Nachricht bringt, zum Dank dafür zum Ritter geschlagen und am Anfang des zweiten Aktes raisonniren ein paar stämmige Fischer darüber, daß die hohe Geistlichkeit in ihrem gefräßigen Magen Platz genug finde, um Kirchspiel, Kirche und gar den großen Glockenthurm hinabzuschlingen. Als eine feine Wendung ist es jedenfalls zu betrachten, wenn Apollonius-Perikles, wie er auf Mitylene mit seiner Tochter Tharsia-Marina, ohne sie zu kennen, zusammengeführt wird, sofort durch ihre Züge und Gestalt an seine vermeintlich verstorbene Gattin erinnert wird, da auf diese Weise die bald folgende Erkennungsscene ganz vortrefflich, weil eben natürlich vorbereitet wird. Voller Freuden über diese Entdeckung glaubt Perikles himmlische Musik zu hören, wird von den sphärischen Klängen in den Schlaf gewiegt und erhält jetzt im Schlafe

durch die ihm erscheinende Diana (man denkt unwillkürlich an Egmont und Klärchen) die Weisung, nach Ephesus zu gehen und dort im Tempel der Diana, wo seine Gemahlin als Priesterin weilt, seine Abenteuer zu erzählen. Man sieht, Shakespeare hat es doch meisterlich verstanden, auch hieraus noch etwas Neues zu schaffen.

Dem Drama liegen zwei ältere englische Bearbeitungen zu Grunde, einmal die poetische von John Gower, aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, welche sich in dessen größerem Gedicht, confessio amantis, und zwar im 8. Buch findet und weßhalb eben der Verfasser des Stückes seinem Chorus den Namen Gower gab. Gower selbst schöpfte aus den gesta Romanorum, deren Beliebtheit und allgemeine Verbreitung er selbst im Vorwort des Dramas in den Worten ausspricht:

Man sang die Mär beim Festgelag',
Am Kirmeß und Quatembertag,
Auch lasen zur Erholung gern
Zu ihrer Zeit sie Fraun und Herrn.

Die andere, prosaische Bearbeitung vom Jahre 1576 hat Lawrence Twine zum Verfasser, lehnt sich genau an die gesta an — doch finden sich bereits hier die shakespeare'schen Namen Lucina und Thaisa — und trägt den Titel: „Das Muster kläglicher Abenteuer, enthaltend die vortreffliche, angenehme und mannichfache Geschichte der seltsamen Geschicke, die dem Fürsten Apollonius, seiner Gattin Lucina und seiner Tochter Thaisa zustießen."

Was nun noch den ersten Dichter des Dramas anlangt, so hat Delius durch scharfsinnige Combination es äußerst wahrscheinlich gemacht, daß dies George Wilkins war, der im Jahre 1608 eine, aus Twine und dem Drama zusammengeschweißte, novellistische Bearbeitung in Prosa herausgab und in der vorgesetzten Einleitung diese Arbeit als seine eigene Erfindung, ja,

wie er ausdrücklich sagt, als Kind seines Gehirns hinstellt. Außerdem hat man zwischen einem Wilkins'schen Drama vom Jahre 1608 und den nichtshakespeare'schen Bestandtheilen des Perikles sprachliche und metrische Verwandtschaft aufgefunden.

So wären wir denn am Schlusse unserer literarhistorischen Vergleichung angelangt. Wir haben gesehen, welch' ungeheures Aufsehen dieser unansehnliche Romanstoff von sehr mäßigem Umfang zu allen Zeiten seit seinem Erscheinen gemacht hat und daraus erkannt, daß ihm in der That eine sehr hohe literarhistorische Bedeutung beizulegen ist. Eine traurige, aber für unsere heutigen Verhältnisse mit ihrer isolirten Spezialforschung bezeichnende Erfahrung wurde bei der Verarbeitung dieses so reichhaltigen Literaturstoffes gemacht: die Werke der classischen Philologen wußten faktisch gar nichts von den deutschen und englischen Uebersetzungen, die germanistischen Bücher kannten andererseits die Existenz des lateinischen Textes nicht, und die romanische Sprachwissenschaft hatte ihrerseits von keinem von beiden eine hinlänglich klare Vorstellung. Und doch kann ja erst die Combination aller dieser verschiedenen, aus dem Roman des Apollonius abgeleiteten Produkte die literarhistorische Bedeutung desselben ausreichend erklären und jede einzelne Erscheinung in dem ihr zukommenden Werthe würdigen! Es ist eben auch hier, wie bei allen Universitätswissenschaften, das Postulat einer gemeinsamen Arbeit aufzustellen, einer Arbeit, die nicht nur hart bis an die Grenze einer jeden Wissenschaft führt, sondern auch noch einen Blick auf's Nachbargebiet hinüberwirft, um zu sehen, wie sich da drüben die Sache fortsetzt. Und was speciell die classische Philologie oder Alterthumswissenschaft anbetrifft, so ist hier eine universalere Betrachtung durchaus von Nöthen: es handelt sich bei unserer Arbeit nicht blos um ein Bischen Latein und Griechisch, was sich am Ende bald erlernt, sonder

hochbegabten, jetzt dahingeschwundenen Welt, zu dessen Erfassung man erst durch das Studium der Classiker aller Zeiten so recht befähigt werden dürfte. Die Fühlung ferner mit den andern Wissenschaften darf hier um so weniger verloren gehen, als ja das Alterthum die Keime von allen bereits in sich birgt. Aber auch dem praktischen Leben soll die Alterthumswissenschaft nicht ferne stehen, denn erst durch das moderne Staatsleben erkennt man die antike Staatsidee. Mit einem Worte: nur der weite Blick schützt vor der mit der Philologie leider nur zu oft verknüpften Pedanterie, aber andererseits bewahrt auch nur die oft verketzerte und bespöttelte philologische Gründlichkeit vor seichter Verflachung und verächtlicher Alles- und Halbwisserei. Das Gold liegt auch hier in der Mitte!

Anmerkung.

1) Im Laufe des Jahres 1877 ist zu dieser Literatur des Mittelalters noch ein neues Stück gekommen, nämlich eine versifizirte Geschichte des Apollonius in 792 leoninischen Hexametern, zum ersten Mal von dem um die Geschichte des Mittelalters so hochverdienten Prof. Dr. Ernst Dümmler in Halle aus einer Genter Handschrift aus dem Ende des 11. Jahrhunderts herausgegeben. Der Verfasser des am Ende verstümmelten Gedichts (es enthält etwa ein Drittheil des ganzen Stoffs) hielt sich an die gangbare lateinische Version.

(592)

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstraße 17a.